

HANS JOACHIM KLEIN

Evolution und Evaluation

Wie ein alter Pflug in die „Heimische Tier- und Pflanzenwelt“ hinein- und auch ziemlich bald wieder herauskam

Der Titel mag befremden oder irritieren. Ersteres läßt sich aufklären, letzteres ist durchaus beabsichtigt. Ein Wortspiel, gewiß, aber ein sehr bewußt gewähltes. Denn beide Bezeichnungen sprechen Schlüsselbegriffe für die aktuelle Museumsentwicklung an. In der gebotenen Kürze sei dies erläutert, bevor ich mich meinem konkreten, im Untertitel verschlüsselten Thema bezogen auf das Karlsruher Naturkundemuseum zuwende.

Das Wort Evolution steht für kontinuierlich fortschreitende Entwicklung in Kosmologie, Biologie und Philosophie. Ich werde mich hüten, fachfremd wie ich bin, auf die naturwissenschaftlich-phylogenetische Diskussion des Evolutionsbegriffs einzugehen. Ebenso wenig soll Evolution in philosophischer Perspektive als allumfassend-naturgesetzliche Erklärungsgrundlage für Wissen, Bewußtsein und moralisches Verhalten und deren sich ausdifferenzierendes und sublimiertes Fortschreiten thematisiert werden.

Vielmehr soll ganz pragmatisch von Stabilität und Wandel der Kulturinstitution Museum die Rede sein, in Sonderheit von deren stark selbstreflexivem Selbstverständnis noch vor einem Vierteljahrhundert und an der Schwelle zum 21. Jahrhundert eingetretenen Akzentverschiebungen in Richtung auf Außenwirkung und kommunikative Qualitäten. Am Beispiel des Karlsruher Naturkundemuseums möchte ich die These vertreten, daß diese Form musealer Evolution auch als „schleichende Revolution“ charakterisiert werden kann.

Evaluation als Begriff und Methode bedarf im Hinblick auf die Nutzenanwendung für Museen und Bedeutung in dem Prozeß des Wandels einer etwas ausführlicheren Erläuterung. Ganz allgemein spricht man von Evaluation im Zusammenhang mit Verfahren der Bewertung, Wirkungsanalyse und Erfolgskontrolle bei umgesetzten Planungskonzeptionen auf vielen Gebieten. In der Regel wird versucht, dabei systematische Informationen aus Verhalten und Aussagen von Personen zu gewinnen, die in die zu bewertenden Sachverhalte involviert sind und somit Rückschlüsse auf die erreichte Effizienz bzw. den Erfolg der angestrebten Zwecke ziehen zu können.

Allerdings können Evaluationsmethoden, gerade auch bei der Besucher- und Rezeptionsforschung für Ausstellungen und Museen noch weitaus konstruktiver als nur mit dem Ziel einer ex-post-Kontrolle (sogen. „summative Evaluation“) eingesetzt werden. Man kann

Evaluation begleitend zur Planung und Umsetzung von Ausstellungskonzepten einbringen und alternative Möglichkeiten der Verwirklichung modellmäßig auf die damit beabsichtigte Wirkung hin testen. Auf diese Weise sollte es gelingen, disfunktionale Lösungen (z.B. bei Texten und deren Platzierung) zu vermeiden und sich einer bestmöglichen Variante anzunähern („formative Evaluation“). Ein anderes Einsatzfeld liegt frühzeitig bei der Zielfindung für museale Projekte, d.h. bei der Auslotung quantitativer Dimensionen der Nachfrage, also z.B. den Zielgruppen für bestimmte Themen, deren Vorkenntnissen und Defiziten, Schwerpunkten für interessierende Fragestellungen, Akzeptanz von Konditionen usw. („Vorab-Evaluation“). Wiederum in eine ganz andere Richtung zielt die Ermittlung der Obsoleszenz älterer Präsentationen in Museen bei Einzelgruppen, Sälen, Abteilungen („Schwachstellenanalyse“) mit den Erkenntnismöglichkeiten, Prioritäten für Veränderungen und deren Richtung, Lücken im Angebot, aber auch zu bewahrende Exponate oder Inszenierungen aus Besuchersicht festzustellen („Status-quo-Evaluation“). Weitere Varianten betreffen die „Nachbesserungsevaluation“ oder eine Evaluation von Programmen (z.B. Führungen, Vortragsreihen).

Das schönste Arsenal an Methoden nützt allerdings wenig, wenn es nicht zum Einsatz kommt. Lange bestand an Museen „kein Bedarf“ für derartige „kundenbezogene“ Informationen. Kunstvereine waren stärker auf zahlende Besucher angewiesen, sie empfingen schon früh die Botschaft von „visitor research“ aus den USA. So empfinde ich es keineswegs als verwunderlich, daß meine ersten Auftragnehmer um 1970 die Kunstvereine in Karlsruhe, Köln und Stuttgart waren. Und ebenso normal war es, daß es ihnen um Marketing-Fragestellungen ging, also um Besucherstrukturen, um Informationskanäle und um Infrastrukturbedürfnisse.

Erst in der zweiten Hälfte der 70er Jahre regte sich Neugier bei jüngeren Museumspädagogen und einigen wenigen nebenher mit PR-Aufgaben betrauten Museumsmitarbeitern. Sehr treffend und anschaulich hat dies JÜRGEN ROHMEDE in seinem 1977 publizierten Buch „Methoden und Medien der Museumsarbeit“ geschildert (nicht zuletzt dank der köstlichen Karikaturen von MARIE MARCKS), dem ich viele Anregungen und Starthilfen aus persönlichen Gesprächen verdan-

ke. Daneben hat HANS LINDE, als seinerzeitiger Leiter des Instituts für Soziologie der Universität Karlsruhe, mit der ihm eigenen problemlösungs-orientierten Sichtweise den Weg gewiesen, das Feld der Besucherforschung zu „beackern“. Als theoretischer Mentor dieses Unterfangens sollte PIERRE BOURDIEU nicht verschwiegen werden.

Unsere Studien begannen mit einem DFG-Projekt „Barrieren des Zugangs zu öffentlichen kulturellen Einrichtungen“ im Jahr 1976, aus dem letztlich die Publikation „Museum und Öffentlichkeit“ (Berlin 1981), zusammen mit MONIKA BACHMAYER, hervorging. Da es sich dabei um eine „regionale Nicht-Besucher-Studie“ handelte, d.h. ein Querschnitt der Bevölkerung im Raum Karlsruhe als Auskunftspersonen befragt wurde, rückte neben dem bis dato bevorzugten Badischen Landesmuseum (bedingt durch den Arbeitsplatz meiner damaligen Ko-Autorin MONIKA BACHMAYER) auch das Museum am Friedrichsplatz als Naturkundemuseum in den Mittelpunkt unserer Publikumsanalysen.

Kurz darauf, 1982/83 von unserem Institut im Auftrag des kurz zuvor gegründeten Instituts für Museumskunde in Berlin durchgeführt, startete die erste repräsentative, vergleichende Besucherstrukturanalyse in den alten Bundesländern und in Berlin (West) und auch hier waren die 3 großen Karlsruher Museen dabei. Diese Strukturanalyse war bewußt als Ergänzung gedacht für die von dem Berliner Institut erstmals für 1981 und danach jährlich als Vollerhebung abgerufenen Besuchszahlen-Ermittlungen. Im kommenden Jahr wird zum 20. Mal ein Heft mit den Zahlen für das Jahr 2000 erscheinen! Aber auch das Naturkundemuseum in Karlsruhe kann bald einer stolzen Forschungstradition gedenken, denn es liegen dann 25 Jahre alte Daten über Einstellungen und Meinungen zum Haus aus einem repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt vor und 20 Jahre alte, detaillierte Besucherprofile als eine selten verfügbare Vergleichsbasis.

Damit nicht genug. Aufbauend auf einer größeren Grundlagenstudie (gefördert von der DFG) über „Museumsbesuch als Kulturerlebnis“ erwuchs Mitte der 80er Jahre der Plan zu einer komparativ-systematischen Evaluationsstudie, mit der erkenntnismäßig Neuland beschritten werden sollte. Vorgesehen war, die eingangs beschriebenen methodischen Ansätze anhand der Aufgabenstellung „Neu-Einrichtung und Umbau von Abteilungen an bestehenden größeren Museen unterschiedlicher Sammlungsart“ auf ihre Tauglichkeit und praktischen Implikationen gründlich zu untersuchen. Aus den USA und Großbritannien wurden die besten Evaluations-Experten für einen wissenschaftlichen Beirat gewonnen. Wegen der Anwendungsorientiertheit und der mehrjährigen Projektlaufzeit erwies es sich als Glücksfall, daß die Robert-Bosch-Stiftung für die Förderung gewonnen werden konnte. Gleiches gilt für die Auswahl der Tatorte, an

denen geeignete Projekte in dem verfügbaren Zeitfenster, vor allem aber eine aufgeschlossene und kooperationsbereite Grundhaltung seitens der Museumsleitungen verbunden mit einer angemessenen Bedeutungseinschätzung dieses Pionier-Projekts vorausgesetzt werden mußten. Angetroffen wurden diese Bedingungen am Deutschen Museum in München mit Prof. Dr. MAYR als Generaldirektor (Projekt Umgestaltung der Nachrichtentechnik zur Abteilung Telekommunikation), am Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart mit Prof. Dr. VON MANTEUFFEL als Leiter (Neugestaltung Abteilung Steinzeit) und am Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe mit seinem Direktor Prof. Dr. RIETSCHEL (Umgestaltung des Saals „Einheimische Wirbeltiere“).

Das Staatliche Museum für Naturkunde stand also, wie diese Skizze belegt, der Besucherforschung in den beiden vergangenen Jahrzehnten stets aufgeschlossen gegenüber. Was übrigens auch für manche anderen Museen in Deutschland gilt, welche die neuen Ideen frühzeitig aufgegriffen und – zum Teil viel radikaler – umgesetzt haben, wie etwa das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn. Natürlich waren hier bei einem neuen Haus und einer innovativen Sammlungsthematik die Voraussetzungen auch ganz andere.

Man kann vielleicht eine Metapher vom Schiff und dem Hafen wählen, um die Etablierung von Besucherforschung und Besucherorientierung zu beschreiben. Die aus den USA kommende „Visitor Orientation“ kreuzte anfangs auf einem aufgewühlten Meer und kämpfte zuweilen gegen den Untergang, bis sich notwendige, freundliche Häfen fanden, die Unterschlupf und neue Startchancen eröffneten. Die Grundhaltung zu solchen neuen Ideen aber steht und fällt mit den „Hafenmeistern“ als den handelnden Akteuren. Wenn zwischen ihnen und den „Kapitänen“ der neuen „Ideen-Clipper“ die Chemie stimmt – wie ich das für das Verhältnis zwischen SIEGFRIED RIETSCHEL und mir behaupten möchte – dann können gerade wegen der komplementären Ziele sehr interessante Projekte gelingen. Für mein Bestreben, z. B. Besucherorientierung zu propagieren, war die Wahl SIEGFRIED RIETSCHELS zum „Herrn aller Hafenmeister“, sprich: Präsidenten des Deutschen Museumsbundes, ungemein förderlich.

Doch damit zurück zum Thema. Der geduldige Leser wird sich spätestens bei den vorstehenden Aussagen zwei Fragen vorgelegt haben:

- (1) Inwieweit hat das Naturkundemuseum seinerseits von der ihm angedienten Forschungs-Vorreiter-Rolle profitiert und
- (2) wie war das mit dem Pflug in der „Heimischen Tier- und Pflanzenwelt“ im Untertitel gemeint?

Darauf sind nun Antworten fällig.

Zunächst: Das Naturkundemuseum hat in seinem Erscheinungsbild – im wörtlichen und übertragenen



Abbildung 1. Der Saal „Einheimische Wirbeltiere“ vor der Umgestaltung.

Sinne – durch die Untersuchungen und darauf aufbauende Veränderungen keinen Schaden genommen, sondern offenkundig davon profitiert. Für letzteres ist ein Beweis allerdings schwer zu führen. Treten in Übereinstimmung mit Consulting-Empfehlungen Erfolge ein, finden sich bekanntlich stets viele Väter derselben und werden unverbesserliche Kritiker behaupten, man hätte es noch viel besser machen können. Im Fall von Fehlschlägen gilt die Exkulpationsformel der Evaluatoren – die mein Freund HERMANN SCHÄFER gerne zitiert: ohne ihre Tätigkeit wäre alles ja noch viel schlimmer geworden.

Damit stellt sich die Frage: Wie weit reicht die analytische Problemdurchdringung in verbindliche Handlungsempfehlungen hinein? Sind diese überhaupt erwünscht und möglich? Im konkreten Fall des Naturkundemuseums: Wie ist der „Wert“ partieller Veränderungsvorschläge zu bemessen und zu kontrollieren? Inwieweit hängt die angestrebte Erfolgssteigerung nicht viel stärker von der gewählten Art und Ausführung der Umsetzung der propagierten Ideen ab? Unabhängige und unbeeinflussbare Determinanten können zudem das Wirkungsgefüge in unvorhersehbarer Weise auf den Kopf stellen, wie z.B. Etablierungen anderer Kulturinstitutionen, der Zerfall von synergetischen Einrichtungen, die einen Standort attraktiv gemacht haben oder das Gebot zur Einführung oder zur Erhöhung von Eintrittsgeld. Die Dynamisierung

von Kulturangeboten und -nachfrage tut ein übriges. Kurz: In Heller und Pfennig, oder zeitgemäß: in Euro und Cent lassen sich die durch Anwendung von Evaluation erlangten Vorteile nur schwer objektiv taxieren. Vielleicht kommt einer veränderten Grundeinstellung zum Präsentieren und Vermitteln in den Reihen des Personals weit mehr Bedeutung zu.

Sodann: Wie war das mit dem Pflug? Dazu seien noch einmal die Ausführungen zum Thema „formative Evaluation“ in Erinnerung gerufen. Es kommt im Kern darauf an, probeweise verschiedene Gestaltungsmöglichkeiten von Ausstellungseinheiten anhand mehrerer provisorischer, einfacher Modelle („mock-ups“) darzustellen, diese einer verhältnismäßig kleinen Zahl ausgewählter Testpersonen („cued persons“) zur Rezeption zu präsentieren, gezielte Beurteilungen einzuholen und diese miteinander zu vergleichen.

Der „Lange Saal“, in dem früher die Dauerausstellung „Einheimische Wirbeltiere“ gezeigt wurde, sollte nach dem Konzept der Neugestaltung in die Dauerausstellung „Heimische Tier- und Pflanzenwelt“ umgestaltet werden. Formal war eine Gliederung in drei Drittel geplant, denen die Lebensräume „Siedlung“, „Wald“ und „Gewässer“ zugeordnet wurden. In der Hauptaufrichtung – der Saal ist prinzipiell in zwei Richtungen begehbar – sollte im Zusammenhang mit dem Lebensraum Siedlung und dem Thema Tiere als Kulturfolger dem Besucher eine allgemeine vorstrukturierende Ein-

führung („advance organizer“) zum besseren Verständnis der Abteilung angeboten werden. Um diesem Einführungstext eine gebührende Wahrnehmung zu sichern, sollte er durch ein auffallendes „Anker-Exponat“ markiert werden. Dafür wurde als Symbol der von Menschenhand kultivierten Natur ein alter Pflug ausgewählt, der in einem Erdbett präsentiert wurde.

Bei einem ersten Arrangement konnte beobachtet werden, daß die Mehrzahl der Besucher sich konsequenterweise für ein Naturkundemuseum mehr oder ausschließlich mit den Tierexponaten und/oder Texten dazu beschäftigten, den „Fremdkörper Pflug“ und den „advance organizer“ - Text jedoch ignorierten. Eine Veränderung mit einer kompakteren räumlichen Aufstellung bewirkte jedoch eine deutliche Steigerung des Interesses für Pflug und Einführungstext als Gesamtarrangement. Bei drei Laufalternativen (rechts Einführungsnische, geradeaus in den Saal oder Linksorientierung zu einem inszenierten Hühnerhof) erzielte die Einführung immerhin eine „attractive power“ von über 50%. Dennoch blieben mehrheitlich die Rezeptionsmuster unter den beobachteten Besuchern vorwiegend auf die Tierexponate fixiert.

Letztlich gab dies den Ausschlag dafür, die für Viele zu anspruchsvolle, zu überraschende oder auch zu undramatische „Denk-Anstoß-Inszenierung“ Pflug nicht für die endgültige Aufstellung vorzusehen. Es ist ein Gerücht, daß das gelegentliche Werfen mit Lehm durch Kleinkinder in Begleitung entsetzter Mütter den schnellen Abgang des Anker-Exponats beschleunigt hätte.

Das Beispiel – eines von vielen Testensembles, die im Naturkundemuseum Karlsruhe geprüft wurden – belegt, daß formative Evaluation bei kritischer Anwendung nicht über die „Macht des Faktischen“ eine Tendenz zur Überinszenierung von Ausstellungen mit sich bringt. Gewiss aber können mehrfache Variationen der „mock-ups“ zu wesentlich verbesserten Präsentationen (Texte, Modelle, Erläuterungen, Plazierungen usw.) und effizienterem Mitteleinsatz führen. Diese im Naturkundemuseum Karlsruhe dank seines Leiters zum Bestandteil der Unternehmensphilosophie gewordene Einsicht wird dort hoffentlich weiterhin nachhaltig gepflegt werden.

Autor

Prof. Dr. HANS JOACHIM KLEIN, Universität Karlsruhe, Institut für Soziologie, Kollegium am Schloss, Bau II, D-76128 Karlsruhe.